

Wo du hingehst, da will auch ich hingehen

Autor(en): **Merz, Luise**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 33

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637737>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitaigasse 24, Bern

2. September

□ □ Der Schütze Tod. □ □

Von H. Huggenberger.

Drei Bauern schaffen im Morgenrot;
Am Birnbaum lehnt der Schütze Tod.

Er hat das Recht, er hat die Macht:
Einer von dreien ist sein vor Nacht.

Der Erste führt den Spaten mit Lust,
Er birgt ein Glück in der jungen Brust:

„Schon färbt sich das Korn — und am Erntefest
Wird man wissen, daß Trude nicht von mir läßt.“

Der Zweite schärft den blanken Stahl,
Sein Auge ruht sicher auf Dorf und Tal:

„Ich hab's erzwungen, erlistet, erräfft,
Mein Giebel ragt hoch, mein Wort hat Kraft.“

Der Dritte stapft hinterm Karren her;
Sein Arm ist welk, sein Fuß ist schwer:

„Ich habe gewerkt, lang war mein Tag, —
Ob bald die Ruhe mir werden mag?“

Der Tod spannt den Bogen. Sein Pfeil fliegt leis.
Trifft er den Knaben, den Mann, den Greis? . . .

Wo du hingehst, da will auch ich hingehen.

Erzählung von Luise Merz, Bern.

An einem regnerischen Maimorgen erschien eine einfach gekleidete Frau vor dem Gemeindeschulhaus einer kleinen Vorstadt. Sie führte ihr zehnjähriges Töchterlein an der Hand. Das blonde Kind im dunkelblauen Matrosenkleidchen schaute ebenso wie die fremdartig aussehende Mutter schüchtern und ängstlich zu dem großen Gebäude hinauf. Dann betraten beide den weiten Flur und klopfen an eine der Türen, die zu den Schulräumen führten. Der Lehrer öffnete und fragte nach ihrem Wunsche, erhielt aber keine Antwort. Verlegen sah ihn die Frau an und brachte endlich ein „Bonjour Monsieur“ hervor.

Aha, er mußte französisch sprechen. Sogleich wiederholte er seine erste Frage in geläufigem Französisch. Abermals keine Antwort. Die Kleine guckte neugierig durch die Türspalte in das Klassenzimmer, wo vierzig Knaben und Mädchen in drei langen Bankreihen an der Arbeit saßen. Ob sie wohl da hinein gehen müsse? Nun zupfte die Frau das Kind am Ärmel und flüsterte ihm etwas zu, worauf es sich umwandte und zu dem Lehrer sagte:

„Kein deutsch, Papa deutsch, Mama englisch.“

Englisch! Der Lehrer stutzte. Wie kamen diese englischen Leute hieher in die Schweizerstadt? Englisch, er hatte diese

Sprache früher auch studiert, als er eine Reise nach England plante. Die Reise kam nicht zur Ausführung und das Englisch geriet in Vergessenheit, er kam aus der Übung. Jetzt hätte er Englisch dringend nötig gehabt, um der fremden Frau zu helfen. Er wagte es indessen mit einigen englischen Brocken, und da glitt ein Freudenschimmer in die Augen der Frau. Sie nannte ihre Wohnung, Waldgasse 36, und den Zweck ihres Kommens, das Kind für die Schule anzumelden. Dann streckte sie ihm ein kleines Heft entgegen mit den Familienpapieren.

Er fand darin den Namen des Vaters, Paul Schmid, den Namen der Mutter Mary Whiter und den Namen des Kindes Elly Schmid. Elly war zehn Jahre alt und gehörte in seine Klasse; so führte er sie an einen freien Platz in sein Schulzimmer. Als die Mutter ihr Kind dort sitzen sah auf einer fremden Schulbank in einer fremden Stadt im fremden Land, faßte tiefer Schmerz ihre Seele und Tränen glänzten in ihren Augen. Elly gewahrte es, trat rasch wieder auf die Mutter zu und flüsterte tröstend:

„Mutter, nachher gehn wir heim.“

Dann setzte sie sich aufs neue an ihren Platz. Auch der Lehrer versuchte noch einige begütigende Worte an sie zu

richten. Allein die Frau, die nur ihr Volksidiom kannte, verstand seine angelernte Aussprache nicht, und ging trostlos von dannen.

Das fremde, sehr intelligente Kind betrachtete mit scharfen klugen Augen seine Umgebung, merkte wohl auf in der Schule, und was sich wiederholte, das ahnte es nach. So ging ihm das Verständnis auf für die deutsche Schule, es lernte bald die Sprache seiner Kameraden und konnte am Unterricht teilnehmen. Es schien zufrieden mit dem neuen Leben und wurde von den Mitschülern bewundert und verwöhnt.

In den nächsten Tagen besuchte der Lehrer die Familie Schmid, Waldgasse 36, um bei dem deutschen Vater die Verhältnisse näher kennen zu lernen. Paul Schmid lag mit blassem Angesicht krank auf dem Sofa. Ein Besuch kam ihm sehr willkommen, und bereitwillig erzählte er seine Schicksale.

Schmid stammte aus dieser Gegend, hatte sich als Photograph ausgebildet und dann auf Reisen begeben. So gelangte er nach Südengland und fand Anstellung in einem Photographenatelier eines kleinen Städtchens. Ein junges Mädchen, Mary Whiter, besorgte den Verkauf im Laden. Mit der Zeit liebten sich die beiden und wollten heiraten. Marys Vater weigerte sich, seine Tochter einem Ausländer zur Frau zu geben; so schlossen die beiden den Ehebund ohne seine Einwilligung, aber nach der Geburt der kleinen Elly versöhnte sich der Vater mit ihnen, alles schien gut zu gehen und seine anfänglichen Besorgnisse schwanden. Vor einem Jahre fing Schmid an zu kränkeln, die Lunge war angegriffen, das englische Klima höchst schädlich für seinen Zustand, und alle Anstrengung des Arztes umsonst. Es blieb nur eine Hoffnung, die Rückkehr nach der Schweiz! Natürlich, daheim würde Schmid schnell wieder hergestellt sein und konnte von neuem arbeiten.

Wie der Schwiegervater, wie Frau Mary die Nachricht aufnahmen, davon sagte Schmid nichts; vor drei Wochen waren sie hier angekommen, hatten eine einfache möblierte Wohnung gemietet und Elly mußte zur Schule. Lächelnd erzählte der Vater:

„Das Kind besucht gern Ihre Klasse; aber jeden Tag fragt sie die Mutter: gehn wir jetzt heim? Sie möchte nach England zurück.“

„Und wie befindet sich Ihre Frau hier unter lauter Fremden?“ fragte der Lehrer teilnehmend.

„Der Anfang ist wohl schwierig für sie; allein sie wird sich einleben und auch die deutsche Sprache lernen; dann gefällt es ihr schon. Hauptsache bleibt, daß ich gesund werde.“

Paul Schmid täuschte sich gewaltig. Frau Mary lebte sich nicht ein in die neuen Verhältnisse, sie lernte nicht deutsch reden, die fremde Stadt gefiel ihr nicht, und ihr Mann genas auch in der Heimat nicht. Trüber und schwerer gestaltete sich ihr Leben, einsam und abgeschlossen lebte sie von der übrigen Welt, mit der wachsenden Sorge im Herzen um des Mannes Gesundheit und um das schwindende Kapital. Was dann? Ihr einziger Trost und Sonnenstrahl war das Kind, Elly, ihr Herzblatt, das sie mit leidenschaftlicher Liebe umfaßte und auch für die täglichen Schulstunden nur ungern von sich ließ. Zu ihrem neuen Leide merkte sie, daß Elly ihr nicht mehr ganz ausschließlich gehörte, denn durch die Schulkameradinnen trat gar viel Neues in des Kindes Leben, und der Verkehr mit ihnen in deutscher Sprache bildete für die Mutter eine

verschlossene Welt, da sie nicht mitgehn konnte. Auch fragte Elly immer seltener: Mutter, wann gehn wir heim? ein Zeichen, daß sie mit ihren Gedanken wenig mehr in England lebte.

Aber der Mutter Gedanken, die wanderten nach der ferneren Heimat zurück, um so häufiger und sehnsüchtiger, je weniger sie hier Boden fassen und Wurzeln schlagen konnten.

In England mußte sie ihren Vater im eignen kleinen Landhäuschen, den Bruder, die zwei verheirateten Schwestern, die Freunde und Bekannten; alle Erinnerungen ihres Lebens führten sie in die kleine Stadt zurück; ihr eifriges Schaffen in ihrer Stellung als Ladenfräulein, das Erscheinen von Paul Schmid, der wie ein starker Ritter gekommen aus der Ferne zu ihr, den sie darum umso tiefer und begehrtlicher liebte. Wie leicht war es ihr gewesen, mutig auf seiner Seite zu stehn, als der Vater die zwei Liebenden trennen wollte aus Angst vor einer ungewissen Zukunft für sein Kind.

Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, klang es freudig in ihrem Herzen. Den Spruch der Ruth lernte sie zur Schulzeit und empfand schon damals etwas Bezauberndes in diesem Akt der Treue; sie hatte diese Worte oft in der Kirche vernommen, wenn der Ortsgeistliche ein Paar einsegnete, und sie hielt dieselben Worte ihrem Vater entgegen, triumphierend, daß sie sich auf die Bibel stützen konnte, als er die Heirat mit Paul nicht zugeben wollte.

Wo er ist, da will ich auch sein; wo er hingehet, da gehe ich mit. Wie leicht war es gesprochen und ausgeführt.

Ihr Glück wurde verdoppelt, als ihr Kindlein, die süße Elly, zur Welt kam. Dem Liebreiz der Kleinen konnte ja auch der zürnende Vater nicht widerstehen; nun bildeten sie eine glückliche Familie, und schöne sonnige Jahre folgten, bis Pauls Krankheit anfang.

In jene Zeiten vertieften sich Marys Gedanken immerfort, ihre Augen bekamen einen fremden Ausdruck, ihre Arbeit verrichtete sie wie im Traume, und wenn plötzlich deutsche Laute an ihr Ohr schlugen, erschrak sie wie vor einer eiskalten Berührung.

Als die Reise nach der Schweiz endgültig beschlossen wurde, kam es Frau Mary noch nicht so hart an fortzugehen. Sie hoffte zuversichtlich, Paul könne dort in kurzem die Gesundheit wieder erlangen und mit ihr und Elly zurückkehren. Gern mochte sie reisen, etwas von der Welt sehen; gingen Paul und Elly mit, so würde es ihr an nichts fehlen.

Der Vater stellte ihr auch diesmal die Sorgen und Schwierigkeiten vor, die ihr in dem ferneren fremden Lande begegnen würden; er fragte, soll dein Kind auch mitleiden, wenn es euch schlimm ergehen würde? Bleib du doch mit Elly in England und laß Paul allein in seine Heimat ziehen. Er wird schon wiederkommen, wenn er besser geworden.

Mary wies das Ansinnen des Vaters standhaft von sich.

„Ich bin sein Weib, ich bleibe bei ihm und reise mit ihm, das ist meine Pflicht.“ Und leise zogen die Worte durch ihren Sinn: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen.“ Es lag nicht mehr jener Jubelton darin wie in der Zeit vor der Hochzeit, da sie die Worte frohlockend dem Vater entgegen gehalten. Es war ein Ergeben in etwas Unabänderliches, Vor-gezeichnetes; wohin Paul gehen mußte, dahin ging sie mit; wo er blieb, da blieb sie auch; es war ihre Pflicht.

„Du kennst die Sprache nicht, du kennst das neue Land und seine Sitten nicht, du wirst ganz allein sein.“

„Laß mich, Vater; ich werde die Sprache lernen, Paul sagt, sie gleiche dem Englischen. Vor den Menschen ist mir nicht bange: sein Volk ist mein Volk, nur der Tod soll uns scheiden.“ Dabei blieb es und Mary schied ohne Bangen von England.

Aber als sie nach der langen Reise endlich das Ziel erreicht hatten, als die Abwechslungen und Aufregungen aufhörten, als sie sich in der engen kleinen Wohnung einrichteten, mitten unter fremden ärmlichen Leuten wohnten, von denen keiner ihre Sprache verstand, keiner ihr Beistand, Hilfe, Gesellschaft leistete, da kam der Schrecken der Verlassenheit in ihr Herz und machte es starr.

Paul befand sich ganz leidlich in der Heimat. Der Arzt gebot ihm, die ersten drei Monate sich zu pflegen und zu schonen, dann durfte er leichte Arbeit übernehmen.

Langsam strichen diese Monate dahin; das ersparte Geld ging zur Neige. Die Reise hatte viel gebraucht, dann der Lebensunterhalt für drei Personen, Miete, Arztkosten, und niemand zum Arbeiten und Verdienen.

Mary glaubte, so viel Geld würde immer übrigbleiben, daß man gleich nach Pauls Genesung zurückreisen könne. Nun da sie den Gedanken fahren lassen mußte, sah sie sich völlig abgeschnitten von der Heimat, und das steigerte ihre Sehnsucht nach England in hohem Grade.

Schmid fand bei einem Photographen Beschäftigung um halben Lohn und halbe Arbeitszeit; für ihn war es so sehr günstig, für die Seinen aber ungenügend. Zudem brachte er nun viel Zeit außer dem Hause zu, Elly weilte halbe Tage in der Schule und stundenlang auf dem Spielplatz mit den Gefährten, und stets einsamer und trostloser verlassen kam sich die Frau vor. Sie konnte mit keinem sprechen, und erwies sich unfähig, die deutsche Sprache zu lernen. Sie lebte viel zu sehr in ihre Gedanken versunken, viel zu teilnahmslos, um Neues in sich aufzunehmen, sie blieb Engländerin, ihrer ganzen Umgebung eine Unnahbare, Fremde.

Als der Winter kam, verschlimmerte sich Paul Schmid's Befinden, die Brust schmerzte, der Husten stellte sich wieder ein, die Kraft schwand, er konnte den weiten Weg nach dem Atelier in der Stadt nicht gehen. Die Sorge quälte ihn und eines Tages sagte er zu seiner Frau:

„Mary, gehe zum Prinzipal und frage, ob du nicht einen Teil meiner Arbeit verrichten könntest. Du warst doch auch in einem Photographenatelier, du kennst diesen Geschäftszweig. Hilf du nun, da ich nicht mehr imstande bin, für dich und Elly zu sorgen.“

Sie sah ihn an, nur langsam fassend, was er meine. Arbeiten hier an fremden Orten, unter fremden Menschen, das

nötige Geld verdienen, daß sie leben konnten, der kranke Mann, das Kind und sie? War es so weit gekommen?

Wo du hingehst, da will auch ich hingehen! O, niemand fragt, ob sie will, sie muß ja. Die bittere Notwendigkeit, das harte Muß zwang sie zu gehen.

Und so wanderte sie ins Atelier. Der Chef sprach englisch, sie erklärte ihre Lage, sie konnten sich verständigen und die Frau erhielt Arbeit. Von nun an brachte sie drei Stunden am Morgen, drei Stunden am Nachmittag in Pauls Geschäft zu, verdiente Geld und trug es heim, und sie lebten davon. Eine Idee erleichterte ihr Herz dabei. Sie wollte, nun das Geld durch ihre Hand ging, das Reisegeld wieder zusammenbringen, damit der Weg nach England frei werde. Allein der Winter, die Krankheit des Mannes, die Kleider, alles verschlang so viel und auch beim sparsamsten Einteilen blieb nichts übrig.

„Ich muß mehr arbeiten,“ dachte sie, „mich noch nach anderer Arbeit umsehen, mehr sparen.“

Und so übernahm sie auch Botengänge für das Geschäft, besorgte die Reinigung des Ladens, ließ sich Trinkgelder eingehändigen, nahm Wasch- und Flickarbeit ins Haus und schaffte Tag und Nacht. Paul war viel allein mit Elly, er fürchtete, es sei zu viel jetzt für Mary, doch mit leuchtenden Augen versicherte sie ihm, es gehe ihr gut. Und sie arbeitete, arbeitete ohne Unterlaß. Daheim flickte sie die Kleider sorgfältiger denn je. Neues wurde nicht angeschafft.

Ihrem Kinde wurde sie beinahe eine unzüchtige Mutter; sie sah es selten, sprach wenig mit ihm und so gewöhnte Elly sich mehr und mehr an die deutsche Sprache, unterhielt sich mit dem Vater deutsch und vergaß ihr Englisch. Die Mutter merkte es kaum in ihrem fanatischen Eifer, Geld zu sammeln.

„Mutter,“ fragte Elly an einem Wintertage, „bekomme ich nun ein neues Röcklein zu Weihnachten? Das alte ist sehr häßlich geworden.“

Mary erschrak, solche Ausgabe wollte sie nicht machen, selbst für ihr Herzenskind nicht. Sie kaufte sich auch kein neues Kleid, ihr Geld war nicht dazu bestimmt.

„Liebe Mamma, kaufst du mir die Puppe, die du mir schon im Sommer versprochen hast?“

Mary erschrak noch mehr. Warum begehrte das Kind so vieles, jetzt in dem schweren Winter, wo sie so hart arbeiten mußte um Geld? Und das Geld gehörte ihr und keiner andern.

„Mein Elly,“ sagte sie endlich mit matter ängstlicher Stimme, „jetzt nicht, jetzt nicht — einmal, später sollst du alles bekommen, was du wünschst.“

(Fortsetzung folgt.)

□ □ Abend. □ □

Don Otto Volkart.

Aus Kinderkehlen tönt ein helles Lied
Durchs sommerreife, feierliche Land;
Ein Trüpplein Männer schweigsam heimwärtszieht,
Werkzeuggeräte in der schweiß'gen Hand.

Das Lied bricht ab; der Tritt und Schritt verstummt:
Zum blässern Himmel starrt das Dunkelgrün;
Leis piept und zirpt noch etwas und es summt; —
Und jetzt hallt Glockenklang ins Sonnenprühn.